

# **Reflexionen über die Arbeit mit Geflüchteten und Asylbewerbern**

## **Ein Beitrag aus der Sicht systemischen Denkens und Handelns im Rahmen des Projektes ReKulDH**

Haja Molter, Kerstin Schmidt

### **1. Sich auf den Weg machen**

Im Jahre 2015 stieg die Zahl von Kriegs- und Wirtschaftsflüchtlingen überproportional an und führte zu neuen gesellschafts-politischen Herausforderungen und massiven Belastungen der Hilfesysteme. Auch wenn gegenwärtig der Zustrom an Geflüchteten gesunken ist, sagen Prognosen ein Wiederansteigen der Zahlen voraus, und es drängen sich weiterhin folgende Fragen auf: Wie können hauptamtlich und ehrenamtlich tätige Helfende ihre Arbeit erfolgreich, zufriedenstellend und vor allem resilient gestalten? Wie können sie Ressourcen so einsetzen, dass sie ihre Grenze psychischer Belastbarkeit wahren und hilfreich für die Geflüchteten und Asylbewerber sind?

Um der Gefahr der Individualisierung der oben skizzierten Herausforderungen bzw. Problemlagen entgegenzuwirken, möchten wir Folgendes betonen: Den Blick auf die Helfenden zu richten und nach Unterstützungs-Möglichkeiten zu suchen, kann nur Teil einer Gesamtstrategie sein. Selbstverständlich ist die Politik gefragt, tragfähige und nachhaltige sozialstaatliche Lösungen und Strategien zu entwickeln. Und wir sollten nicht müde werden, dies zu artikulieren und einzufordern.

Nachfolgend berichten wir von einem Fortbildungs-Projekt und laden Sie ein, sich mit uns auf den Weg in ein sehr komplexes Feld zu machen. Da sich das Projekt zur Zeit des Schreibens dieses Beitrages noch in der Erprobungsphase befindet, werden wir hier nur einige Grundzüge unserer Ideen und subjektiven Erfahrungen wiedergeben.

## **2. Hintergrund – das Projekt**

### **Rahmenbedingungen**

In dem Forschungsprojekt <sup>1</sup> „ReKulDH – Resilienzförderndes und kultursensibles Denken und Handeln in der Arbeit mit Flüchtlingen und AsylbewerberInnen“ unter Leitung der Hochschule Niederrhein beschäftigen wir uns mit den oben aufgeführten Fragestellungen. Im Zeitraum von Oktober 2015 bis Ende Juni 2016 führen wir mit neun hauptamtlich und neun ehrenamtlich Tätigen ein Fortbildungs- und Coachingangebot mit zunächst drei eintägigen Modulen in der Großgruppe und drei Coaching-Tagen in Kleingruppen durch. Das Projekt berücksichtigt die besondere humanitäre Herausforderung und hat das übergeordnete Ziel, Helfende in ihrer Arbeit zu stärken und zu unterstützen.

Da sich gezeigt hat, dass die belastende Arbeit in der Flüchtlingshilfe eine längerfristige Unterstützung notwendig macht, wurde das Pilotprojekt um zwei Modultage und zwei Kleingruppencoachings erweitert. Zudem ist geplant, das Projekt im nächsten Jahr erneut durchzuführen, aufbauend auf den Erfahrungen der Lehrenden und Lernenden.

Begleitet wird das Projekt durch eine regelmäßige Lehr-/ Lernkontrolle, durchgeführt von einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin. Dies ermöglicht, auch kurzfristig auf Anliegen der Teilnehmenden einzugehen. Nach Abschluss des Projektes wird eine Gesamt-Evaluation erfolgen.

### **Konzept**

Die Hintergrundfolie ist systemisches Denken und Handeln. Wir verstehen unsere Angebote als Anregung zum Handeln und Irritation gewohnter Denkgewohnheiten. Dabei lassen wir uns von Batesons „Unterschiede, die einen Unterschied machen“ leiten.

---

<sup>1</sup> Das von der BZGA im Auftrag des Bundesministerium für Gesundheit geförderte Projekt wird vom So.Con der Hochschule Niederrhein durchgeführt. Die Leitung des Projekts hat Prof. Dr. Ann Marie Krewer, für die Konzeptentwicklung sind Haja Molter, Prof. Sabine Krönchen und Kerstin Schmidt verantwortlich.

Der Akzent der Fortbildung soll darauf liegen, die Teilnehmenden so in ihrer aktuellen Arbeit zu unterstützen, dass sie den besonderen Anforderungen gewachsen sind. Ein Fokus liegt auf der körperlichen und seelischen Gesundheit der Helfenden mit dem Ziel, die Grenzen der eigenen Belastbarkeit erkennen zu lernen.

Ein weiterer Fokus liegt darauf, auf die Belastungen für die Gesundheit der Geflüchteten zu achten, die durch die Unterbringungs- und Versorgungssituation entstehen können. Hierbei ist es unser Anliegen, dass die Teilnehmenden die Geflüchteten nicht ausschließlich unter dem Gesichtspunkt möglicher Traumatisierung sehen, sondern auch ihre Stärken in den Blick nehmen – im Sinne eines „posttraumatischen Wachstums“ (Tedeschi, Calhoun 1995)

Dabei orientieren wir uns an den gesellschaftlichen Forderungen nach Inklusion der Neuankömmlinge und Ansätzen zur Förderung der Resilienzpotentiale sowohl bei den Helfenden wie auch den Geflüchteten. Im gemeinsamen Lernen wollen wir zudem den Umgang mit Differenz und (kultureller) Vielfalt schärfen, um Unterschiede nicht einseitig aus einem westlichen – abendländischen Verständnis heraus zu konstruieren, sondern für die Arbeit nutzbar zu machen.

In unserem Zielraum liegen folgende Herausforderungen:

Stärkung der reflexiven Kompetenz der Helfenden:

- Selbstfürsorge als Wert und Aufgabe wahrnehmen, um die Geflüchteten hilfreich begleiten zu können
- Klarheit in Bezug auf die Grenzen der eigenen Funktionsrolle entwickeln
- Die eigenen Ressourcen (auch verdeckte) aktivieren
- Sich mit den Grundzügen von Transkulturalität und Diversität konstruktiv auseinandersetzen

Resilienzförderung:

- Die vorhandenen Resilienzen stärken und trainieren
- Einen systemischen Umgang mit möglicherweise vorhandenen Traumatisierungen finden und

- die andere Seite – Ressourcen und Resilienzen, die zur Bewältigung der Flucht geholfen haben – in den Blick nehmen
- Posttraumatisches Wachstum bei den Geflüchteten fördern

### **3. Erfahrungen, Eindrücke und erste Erkenntnisse**

Vorweg möchten wir betonen – so die subjektive Einschätzung nach Auswertung von Feedbacks der Teilnehmenden – dass neben den inhaltlichen Inputs besonders die Möglichkeit des Austausches zwischen hauptamtlich und ehrenamtlich Tätigen geschätzt wird. Die Hektik in der Arbeit und der Alltagsstress scheinen wenig Reflexionsmöglichkeiten zuzulassen.<sup>2</sup>

Weitere geäußerte Bedarfe sind so vielfältig wie die Gruppe selbst und decken sich zu einem großen Teil mit unseren Vorüberlegungen. Sie berühren alle Kompetenz-Bereiche, die wir in Bezug auf professionelles Handeln im Feld Sozialer Arbeit ausmachen können: Wissen, Können und Haltung (vgl. v. Spiegel 2008). „Wissenschaftliches Wissen, kommunikative Kompetenz und eine wertebezogene, biografisch verankerte, reflexive Grundhaltung stellen die Voraussetzungen einer ethisch fundierten Expertise professioneller Sozialer Arbeit dar“ (Heiner 2010, S. 185).

Themenbereiche, die dem Wunsch nach Entlastung und Klärung der eigenen Funktions-Rolle zugeordnet werden können, spielen eine ebenso große Rolle für die Teilnehmenden wie solche, die einen wiederkehrenden Bedarf an Wissen in Bezug auf verschiedene Aspekte aus den Themenfeldern Kultur, Trauma und Migration erkennen lassen.

Es lässt sich vermuten, dass die Nachfrage nach Wissen dem Bedürfnis nach Sicherheit und Orientierung entspringt. Wie jedes Arbeitsfeld bringt auch dieses spezielle Herausforderungen mit sich, und immer wieder werden Befürchtungen deutlich, durch das eigene Tun etwas „falsch zu machen“. Der

---

<sup>2</sup> Im Vorfeld der Planung des Projektes waren wir gar mit der Annahme konfrontiert, dass die hauptamtlichen Mitarbeiter oft mehr Herausforderungen in der Arbeit mit den ehrenamtlichen Helfern als mit den Flüchtlingen selbst erleben.

generell gegebenen Handlungsunsicherheit (vgl. auch Technologiedefizit, bspw. v. Spiegel 2008) und Kontingenz, d.h. Ungewissheit, kann u. E. nur begegnet werden, indem die Chancen und Grenzen der eigenen Funktionsrolle und des eigenen Auftrages immer wieder neu ausgelotet werden – besonders auch in Bezug auf das Thema Verantwortlichkeit.

Weiterhin halten wir in diesem Zusammenhang die vielfältige (mediale) Öffentlichkeit für bedeutsam, in die wir eingebettet sind und die bestimmte Begrifflichkeiten wie „Traumatisierung“ oder „kulturelle Unterschiede“ dominant werden lässt sowie vermeintliche Gewissheiten produziert. Lamp hat in anschaulicher Weise die Wirkung gesellschaftlicher Diskurse auf das subjektive Handeln herausgestellt und aufgezeigt, wie durch diese „diskursiven Artikulationsprozesse“ soziale und kulturelle Identitäten hergestellt werden (Lamp 2010). Hier geht es zunächst um das Erkennen solcher Landkarten und im Weiteren dann um deren Dekonstruktion.

#### **4. Akzente**

Im Folgenden skizzieren wir einige Themenbereiche, die sich aus den oben genannten Erkenntnissen ergeben. Wir glauben, dass sie Beachtung verdienen, wenn die gesetzten Akzente nicht nur Wissen vermitteln, sondern auch Anregungen für eine systemisch organisierte Praxis bieten sollen.

##### **Transkulturalität und kulturelle Vielfalt**

"... stellen Sie sich doch einmal ihre Ahnenreihe vor seit Christi Geburt. Da war ein römischer Feldhauptmann, ein schwarzer Kerl, braun wie ne reife Olive, der hat einem blonden Mädchen Latein beigebracht. Und dann kam ein jüdischer Gewürzhändler in die Familie, das war ein ernster Mensch, der ist noch vor der Heirat Christ geworden und hat die katholische Haustradition begründet. Und dann kam ein griechischer Arzt dazu, oder ein keltischer Legionär, ein Graubündner Landsknecht, ein schwedischer Reiter, ein Soldat Napoleons, ein desertierter Kosak, ein Schwarzwälder Flößer, ein wandernder Müllerbursch vom Elsass, ein dicker Schiffer aus Holland, ein Magyar, ein

Pandur. Ein Offizier aus Wien, ein französischer Schauspieler, ein böhmischer Musikant. Das hat alles am Rhein gelebt, gerauft, gesoffen und gesungen und Kinder gezeugt und der Goethe, der kam aus demselben Topf und der Beethoven, und der Gutenberg und Matthias Grünewald und, ach was, schau im Lexikon nach. Es waren die Besten, mein Lieber! Die Besten der Welt! Und warum? Weil sich die Völker dort vermischt haben. Vermischt, wie die Wasser aus Quellen und Bächen und Flüssen, damit sie zu einem großen, lebendigen Strom zusammenrinnen."

Dieses Zitat aus Carl Zuckmayers „des Teufels General“ hat Robert Welsch als Quintessenz in seinem richtungsweisenden Beitrag „Transkulturalität“ angeführt. Er argumentiert: "In der Epoche der Transkulturalität schwindet die Bedeutung der Nationalstaatlichkeit oder der Muttersprache für die kulturelle Formation“ und weiter „dies bedeutet auch, dass die Welt im Ganzen statt eines separatistischen eher ein Netzwerk-Design annimmt. Unterschiede verschwinden dadurch zwar nicht, aber die Verständigungsmöglichkeiten nehmen zu“ (Welsch 1995). Er sieht darin einen Vorteil: Isolierung und Konflikte werden geringer, durch Verstehen und Interaktion entstehen gegenseitiger Austausch und Gemeinsamkeit.

Die Herausforderung in der Flüchtlingsarbeit besteht darin, Vielfalt anzunehmen und zu gestalten. Das erfordert einen dynamischen Kulturbegriff: kulturelle Vielfalt. „Kultur auf einen flexiblen Begriff zu bringen, ist heutzutage wichtig, weil sich im Zuge einer fortschreitenden Globalisierung die Dynamik des kulturellen Austausches stark erhöht hat, und zwar u. a. über die neuen Medien, über eine Beschleunigung von Reisemöglichkeiten und über Migration.“ (Kölsch-Bunzen et al. 2015, S. 17).

Für die Helfenden in der Flüchtlingsarbeit liegt hier eine große Chance. Sie können Vorreiter eines Austausches werden, wenn sie die Geflüchteten als gleichwertig achten und in der Lage sind, Perspektivwechsel vorzunehmen, den anderen anzuerkennen und sich in das Gegenüber hineinzusetzen. So können unterschiedliche „Landkarten der Bedeutung“ (Kölsch - Bunzen, S. 18)

geschaffen werden, anstatt sich an ein Festhalten sog. deutscher Werte zu klammern.

Wie kann es gelingen, kulturelle Vielfalt anzunehmen und zu gestalten?

## **Diversitätsbewusste Aufmerksamkeit**

Hinter der Frage nach dem Umgang mit *kultureller* Vielfalt verbirgt sich ein bedeutsames Thema bzw. Charakteristikum der heutigen Zeit: Diversität (lat. Diversitas: Vielfalt, Breite) beschreibt den zunehmenden Grad an Pluralität und Verschiedenheit / Differenz zwischen Menschen und sozialen Strukturen. Kultur ist dabei nur ein Aspekt unter vielen.

Leiprecht sieht die Notwendigkeit, Diversität zu thematisieren auch darin begründet, dass bestimmte Einteilungen zu festlegenden Zuschreibungs- und Bewertungsprozessen führen. Er postuliert eine „diversitätsbewusste Aufmerksamkeit als **untersuchende Haltung**“, die es ermögliche, angemessene Balancen im Umgang mit Vielfalt zu finden (Leiprecht 2011):

### **Balance 1**

Keine Differenzblindheit – aber Individuen nicht auf einen bestimmten Unterschied oder eine bestimmte Unterscheidung reduzieren.

Das bedeutet:

- Stets nach **mehr als einer Differenzlinie** fragen, darauf achten, ob und in welcher Weise verschiedene Differenzen zusammenspielen (Intersektionalität)!

### **Balance 2**

Differenzlinien und strukturelle Verhältnisse wahrnehmen – aber Menschen nicht in gruppenbezogene Schubladen stecken, sondern Individualität **im sozialen Kontext** sehen.

Das bedeutet:

- Individuen handeln in subjektiven Möglichkeitsräumen (historische und gesellschaftliche Kontexte). Fokus: Wie gehen Menschen mit ihren Kontexten um?

### Balance 3

Unterschiede können mit sozialen Benachteiligungen, Ausgrenzungsprozessen, Stigmatisierungen usw. verbunden sein – Unterschiede können auch harmlos sein, als lustvoll erlebt werden.

Das bedeutet:

- Ist die Angelegenheit bedeutungsvoll: Unterschiede **thematisieren und hinterfragen** (Skandalisierung)!
- Handelt es sich um eine ‚unschädliche Geschichte‘: Unterschiede stehen lassen, einer **unnötigen „Aufladung“** mit Bedeutung **vorbeugen** (Entdramatisierung)!

Entsprechend dem systemischen Ansatz geht es somit nicht um ein einzelnes, zugeschriebenes Merkmal, z.B. Kultur, das sich gar zum Stigma entwickeln kann – stattdessen wird zuerst nach den Kontexten gefragt: „Weshalb, in welcher Weise und mit welchen Folgen spielt ein bestimmtes Ensemble von Differenzlinien in einem konkreten sozialen Kontext eine Rolle? Weshalb, in welcher Weise und mit welchen Folgen wird in diesen sozialen Kontexten beispielsweise die Frage nach der Kultur bedeutsam?“ (ebd.).

Dieses Modell kann für Helfende richtungsweisend sein, um die Haltung von Neugier und Nicht-Wissen zu festigen und der Gefahr, mit vermeintlichen Eindeutigkeiten und klaren Einteilungen zu agieren, entgegenzuwirken.

### Resilienz und Ressourcenorientierung

Einen weiteren Akzent in der Wissensvermittlung und dem gemeinsamen Lernen setzen wir durch die Auseinandersetzung mit Resilienz und Ressourcenorientierung. Letztere repräsentiert den Mainstream systemischen Denkens und Handelns. „Dabei geht man davon aus, dass jeder Mensch eigene Strategien für anstehende Handlungsanforderungen entwickeln kann und dafür die notwendigen Ressourcen zur Verfügung hat.“ (Molter, Wolter 2016, S. 58) Der Begriff bietet ein weites Spektrum: „... es (kann) sich um sehr Verschiedenartiges handeln: eigene Kompetenzen und Fähigkeiten, Bezugspersonen, soziale Bezüge und Zugehörigkeiten, materielle Ressourcen, Ideelles wie Ideen, Visionen, Erinnerungen, Spiritualität und Religiosität, usw.“ (Schiepek, Matschi 2013, S.56). Sötemann (2003, S. 235)

schlägt eine eingeschränkte Bedeutung vor, indem er von „Fähigkeiten“ und „Stärken“ spricht und damit mehr die individuellen Ressourcen in den Blick nimmt.

Mit persönlichen Fähigkeiten und Stärken könnte man auch ganz allgemein Resilienz umschreiben. Es handelt sich um persönliche Fähigkeiten und Stärken, aus den widrigsten Lebensumständen gestärkt und mit größeren Ressourcen ausgestattet als zuvor herauszukommen. Wichtig ist uns zu betonen, dass Resilienz ein aktiver Prozess ist und nicht einfach vom Himmel fällt, sondern diese Fähigkeit muss ständig neu erarbeitet werden, um den Herausforderungen auf Krisen und Katastrophen stand zu halten. Resilienz ist erlernbar, diesen Schluss zog auch Emmy Werner, die mit ihrer Langzeitstudie über Kinder der Insel , Hawaii bekannt wurde. (Werner 1971)

Nach Welter–Enderlin, Hildenbrand (2008, S. 13) wird „unter Resilienz ...die Fähigkeit von Menschen verstanden, Krisen im Lebenszyklus unter Rücksicht auf persönliche und sozial vermittelte Ressourcen zu meistern und als Anlass für Entwicklung zu nutzen.“ Hildenbrand weist darauf hin, dass Resilienz kein Wesenszug eines Menschen ist, sondern Orientierungs- und Handlungsmuster, die Menschen in der Konfrontation und der Bewältigung von schwierigen Lebensumständen herausbilden. Diese Muster konstituieren den Kern autonomer Lebenspraxis. Die Entwicklung dieser Resilienzmuster ist nicht auf eine bestimmte Lebensphase beschränkt, sondern erfolgt lebenslang. (a. a. O.. S. 205)

Personale Faktoren, Umwelteinflüsse und Prozessfaktoren beeinflussen die Resilienz.

- Auf Seite der Umwelt gehören dazu die Unterstützung durch die Familie, die Kultur und Gemeinschaft, in der man lebt, und die schulischen und bildungsmäßigen Erfahrungen.
- Zu den personalen Faktoren gehören z. B. die kognitive Intelligenz, Bedeutungs- und Sinngemäßigkeitsmodelle der Realität, Religiosität und Spiritualität wie auch emotionale Fähigkeiten, z. B. die Fähigkeit, Emotionen und Handlungen zu kontrollieren, die Selbstwirksamkeitserwartung realistisch einzuschätzen, die Toleranz für Ungewissheit, weiter die Fähigkeit, Beziehungen aktiv gestalten zu können und eher

- auf Problemlösung statt Problemfixierung ausgerichtet zu sein.
- Zu den Prozessfaktoren gehören u. a. die wahrgenommenen Perspektiven, die Akzeptanz des Unveränderbaren und die Konzentration aller Energien auf das als nächstes zu Bewältigende und die dabei entwickelten Strategien.

## **Grenzen der Resilienz und Ressourcenorientierung**

Auch hier zeigt sich die Gefahr, alle Verantwortung auf die Schultern der Individuen zu packen, da suggeriert wird, dass ein Allheilmittel gegen Krisen aller Art gefunden sei. Ottomeier (2014) spricht von der Tendenz zur Individualisierung gesellschaftlicher Risiken und der Privatisierung sozialer Verantwortung. Damit kann eine Tendenz einhergehen, gewaltsame Verhältnisse als gegeben zu akzeptieren, um einen Umgang damit zu finden. Für die Flüchtlingsarbeit und die Resilienz der Helfenden und Geflüchteten bedeutet das, den System/ Umweltbezug zu sehen, d. h. in dem was die Helfenden beobachten und beschreiben, sollte der Kontext eine größere Rolle spielen: Eigenschaften und Verhaltensweisen sollten als kontextabhängig betrachtet werden.

Die Helfenden sind demnach aufgerufen, sowohl bei sich als auch den Geflüchteten und Asylbewerben die individuelle Resilienz in Bezug auf die jeweils unterschiedlichen Kontexte zu pflegen und zu fördern und mit den Betroffenen an der Verbesserung der konkreten Lebens- und Arbeitsbedingungen arbeiten.

Nach unserem Verständnis erfordert das eine systemische Haltung. Aus dem Kofferwort Haltung lassen sich unterschiedliche Bedeutungen herauslesen. „Mit Königwieser und Hillebrand (2006, S. 74....) kann man von einer mehrfachen Bedeutung ausgehen: „Das Wort ‚Haltung‘ hat etwas mit ‚Halt haben‘ und ‚geben‘ zu tun, aber auch mit ‚halt‘ im Sinne von ‚Stopp‘, also Grenzziehung, Positionierung, Authentizität.....Haltung ist die Art und Weise, wie wir uns zu uns selbst und zu unserer Umwelt in Beziehung bringen, wie wir uns mit unserer Außen- und Innenwelt auseinander setzen“ (Bergknapp 2016, S. 5).

## Umgang mit Trauma

Der Umgang mit Trauma und Traumatisierung in der Flüchtlingshilfe sollte von Kultursensibilität gekennzeichnet sein. Nicht alle Geflüchteten sind traumatisiert, auch wenn wir davon ausgehen können, dass die meisten von ihnen traumatische Ereignisse durchlebt haben, wie z.B. Erfahren von gewalttätigen Angriffen psychisch und körperlicher sowie sexualisierter Gewalt (von verbaler Herabsetzung bis zur Vergewaltigung), Erleben von Kriegsgefechten, Bomben-, Granaten- und Minenexplosionen, Terroranschlag, Inhaftierungen, Folter, Geiselnahme, Entführung und vieles mehr – auch in den verschiedensten Kombinationen und Häufungen. Hinzu kommen traumatische Bedrohungen während der Flucht und ihren Stationen nicht selten begleitet durch lebensbedrohende medizinische Verletzungen und Erkrankungen.

Wir haben den Eindruck, dass Geflüchtete in der medizinischen und psychologisch therapeutischen Fachpresse allzu schnell auf „Trauma“ reduziert werden – der Umgang damit sei die Hauptaufgabe – und eine entsprechende Diagnose häufig vorschnell gestellt wird. Generell ist zu beachten, dass Diagnosen nicht kulturneutral sind. Die Klienten der Helfenden kommen aus unterschiedlichsten gesellschaftlichen Strukturen und politischen Verhältnissen sowie ethnischen und kulturellen Kontexten, so dass eine Klassifizierung der auftretenden Symptome nach unseren Maßstäben fragwürdig ist. Für viele Geflüchtete ist die Vorstellung, psychisch krank zu sein eher unüblich. Sie hatten bisher keinerlei Berührung mit Psychotherapie, in ihren Herkunftsländern sind psychotherapeutische Einrichtungen unseres Zuschnitts eher die Ausnahme.

Selbst wenn man davon ausgeht, dass ein gewisser Prozentsatz<sup>3</sup> der Geflüchteten an den Folgen erlittener Traumata leidet, fehlen schlicht die Therapeuten, die sprachlich<sup>4</sup> in der Lage sind, den Traumatisierten einen angemessenen und somit hilfreichen und erfolgversprechenden Kontext anzubieten. Zum Beispiel können Bauchschmerzen vieles bedeuten und die unterschiedlichsten Ausformungen haben. Auch wenn einige Diagnosemanuale „*culture-bound-syndromes*“<sup>5</sup> aufführen, reicht das nicht aus, die mögliche Vielfalt kulturbezogener Einflussfaktoren und Hintergründe abzubilden, mit der sich Kliniker angesichts der umfassenden Migrationsbewegungen weltweit konfrontiert sehen.

Es ist nicht zu leugnen, dass sich unter den Geflüchteten und Asylbewerbern auch Menschen befinden, für die die Diagnose posttraumatisches Belastungssyndrom ein Türöffner in eine Therapie sein kann. Sie zeigen sich depressiv, psychosomatisch krank, verzweifelt über den Zustand der Welt, es kommt vor, dass sie sich schuldig fühlen, sie können die relative Sicherheit im Aufnahmeland nicht genießen, während sie erleben – wie derzeit in Syrien – wie Angehörige bombardiert werden, Hunger leiden und erfrieren. Wenn es hier gelingt, Therapeuten zu finden, die in der Lage sind, eine stabile therapeutische Beziehung – das Einverständnis der Traumatisierten vorausgesetzt – aufzubauen, sollte das auf jeden Fall unterstützt werden.

Dennoch sehen wir es als vordringliche Aufgabe von Helfenden an, daran mitzuwirken, die unsicheren Lebensbedingungen der Geflüchteten bei Ankunft schnellstmöglich und nachhaltig zu ‚bearbeiten‘ bzw. hin zu einem sicheren Aufenthalt und planbarem Leben zu verändern. Wichtig sind dabei das Aufenthaltsrecht, sichere geschützte Wohnverhältnisse sowie den Zugang zu akut benötigter Hilfe in der Alltagsbewältigung und der gesundheitlichen

---

<sup>3</sup> Fasst man die Ergebnisse aus der Forschung zusammen, leiden ca. 8% der Männer und 20% der Frauen, die traumatische Erfahrungen gemacht haben, an deren Folgen bzw. an einer Traumatisierung. (s. auch Ludewig, Wüllschläger 2012)

<sup>4</sup> In den meisten Fällen ist ein Dolmetscher in der Therapie unverzichtbar, das eröffnet Chancen und Risiken. (siehe Interview mit Kluge, 2015)

<sup>5</sup> z.B. Kleinemeier, E., O Yagdiran (2005). Migration und seelische Gesundheit. Heidelberg:Springer

Versorgung zu unterstützen und die Türen zu Bildung und Arbeit zu öffnen.

Kenntnisse über mögliche Traumatisierungen können hilfreich sein, sie müssen allerdings getragen sein von Respekt für unterschiedliche kulturelle Ausformungen und der verlässlichen Präsenz in den Hilfeleistungen. Es ist nicht notwendig und gar unangemessen, dass sich Helfende als „Traumatherapeuten-light“ verstehen. Wenn es ihnen gelingt, mit den Flüchtlingen in ihrer aktuellen Notsituation Kontakt zu halten und vor allem sie zu fragen, was sie konkret bräuchten, was ihnen gut täte, kommen sie der Sehnsucht nach Sicherheit und ungefährdetem friedvollen Leben näher. Fragen stellen, nicht die Antworten schon zu kennen, was im Augenblick hilfreich und förderlich sei, gehört zum Königsweg systemischen Denkens und Handelns.

### **Posttraumatisches Wachstum**

Das Thema „Trauma“ beinhaltet noch eine andere Seite, die im Zusammenhang mit systemischer Flüchtlingsarbeit besonders hilfreich und Zuversicht gebend ist: Posttraumatisches Wachstum (Tedeschi, Calhoun, 1995). Das bedeutet, Menschen können nach gravierenden traumatischen Erlebnissen eine „Weisheit“ entwickeln, die sie zu Experten im Umgang mit schwierigen und unauflösbaren Lebensfragen macht und eine allgemeine Stärkung der individuellen Resilienz bewirkt.

Richard G. Tedeschi und Lawrence G. Calhoun (Professoren an der University of North Carolina – UNC in Charlotte/USA) haben anhand ihrer Forschungen fünf Bereiche eines persönlichen Wachstums nach traumatischen Erlebnissen herausgearbeitet:

- Intensivierung der Wertschätzung des Lebens: Das traumatische Erlebnis führt zu einer Veränderung der Prioritäten. Kleine alltägliche Dinge gewinnen an Bedeutung, persönliche Beziehungen werden wichtiger als materielle Dinge.
- Intensivierung der persönlichen Beziehungen: Vom Trauma betroffene Personen empfinden ein erhöhtes Mitgefühl mit anderen, vor allem mit notleidenden Menschen.

- Bewusstwerdung der eigenen Stärken: Das Bewusstwerden der eigenen Verletzlichkeit vermittelt ein Gefühl der inneren Stärke. Die eigene Sicherheit im Leben ist jederzeit angreifbar, doch es gibt die Erfahrung, die Folgen meistern zu können.
- Entdeckung neuer Möglichkeiten: Es beginnt die Suche nach neuen Zielen und Aufgaben. Man könnte sagen, das ist die tägliche Herausforderung der Geflüchteten und Asylsuchenden.
- Intensivierung des spirituellen Bewusstseins: Die traumatischen Grenzerlebnisse werfen existenzielle Fragen auf, die zu Reflexionen über den Sinn des Lebens und größerer inneren Zufriedenheit führen.  
(Vgl. Zöllner in Maerker 2009, auch Wikipedia)

„Zusammenfassend kann gesagt werden, dass aus einem Verlust ein Gewinn entsteht. Die Traumabetroffenen erkennen die im Leben angelegten Paradoxien (z. B. Verletzlichkeit und Stärke). Diese führen zu dialektischem Denken und damit zu einem Zugewinn an Reife und Weisheit. Richard G. Tedeschi geht davon aus, dass bis zu 90 Prozent von Trauma-Überlebenden mindestens einen Aspekt des posttraumatischen Wachstums erfahren.“  
(Wikipedia: Posttraumatisches Wachstum)

Die zukünftige Forschung über Bewältigungsformen von Geflüchteten und Asylbewerbern wird zeigen, in wieweit diese Ergebnisse zutreffen. Gehen wir vorläufig von der Augenscheinvalidität aus, sprechen die Erfahrungen, von denen auch die Helfenden berichten, für sich.

## **5. Resümee und Ausblick**

Welche Wege wollen wir weiter beschreiten?

Unsere Erfahrungen haben gezeigt, dass eine Weiterentwicklung der reflexiven Kompetenz für Helfende besonders bedeutsam und hilfreich ist. Hierbei scheint die Klärung der beruflichen Funktions-Rolle hinsichtlich Chancen und Grenzen zentral zu sein.

Demnach geht es weniger um die Vermittlung von Wissen als um die Auseinandersetzung mit der eigenen Haltung. Die Haltung des Nicht-Wissens kann zum situationsangemessenen Umgang mit Wissen befähigen, um Nützliches daraus zu ziehen sowie vermeintliche Sicherheiten bzw.

Gewissheiten zu hinterfragen und ggf. zu dekonstruieren. Dabei spielt das systemische Konzept der gelassenen Neugier eine wichtige Rolle.

In diesem Sinne können die Helfenden immer wieder ermutigt werden, die Perspektiven zu wechseln und die Geflüchteten nicht nur durch die Migrations-Brille und die Traumabrille, sondern auch durch eine Genderbrille, eine Kulturbrille, eine Soziale - Ungleichheit - Brille usw. zu betrachten. Schließlich kann man ihr Verhalten als den Umständen entsprechend und angemessen betrachten. (vgl. Foitzik 2015)

Das Vertrauen in die eigenen Ressourcen und auch die der Gegenüber halten wir ebenso für besonders wichtig. Im Zentrum steht der Kontakt zu den Geflüchteten, die eigene Erfahrung und Intuition. Auch dies erfordert einen Perspektivwechsel.

Auf die Bedeutung der Haltung und den Gewinn eines Perspektivwechsels weist auch Mecheril hin, indem er statt *interpersoneller* Kompetenz mehr „**intra**kulturelle Kompetenz“ einfordert:

- Von Defiziten der Anderen zu den Ressourcen von Menschen (vorherrschende defizitäre Sichtweise verlassen und Ressourcen aller in den Blick nehmen)
- Von Defiziten der Anderen zu Defiziten der Institutionen (Frage nach der Verantwortlichkeit der (Bildungs-) Institutionen stellen)
- Von Paternalismus zu Selbstrepräsentation (mehr Räume der Selbstartikulation für Geflüchtete schaffen statt Sprechen-Über oder Handeln-Für)  
(vgl. Mecheril 2011).

Bleibt zuletzt noch der Hinweis, und das ist aus unserer Sicht entscheidend: Helfende brauchen Räume des Austausches, sowohl kollegial als auch durch Expertise von außen. Es hat sich gezeigt, dass das gemeinsame Lernen von ehrenamtlich und hauptamtlich Tätigen viele Chancen bietet, die nicht ungenutzt bleiben sollten. Hier ist die Förderung von Kooperationsfähigkeit ein wichtiges Thema. Das führt uns – im Sinne Mecherils – auf einen weiteren Weg mit folgendem Ausblick: Welche Ressourcen – auch hinsichtlich interdisziplinärer Zusammenarbeit – können und sollten zukünftig mehr genutzt werden?

Welche (staatlichen) Institutionen und Entscheidungsträger können an welcher Stelle stärker in die Verantwortlichkeit genommen werden? Und was können wir dazu beitragen?

## Literatur

Bergknapp, A. (2016). Systemische Haltung zwischen Theorie und Praxis. In: systema 1/2016, S. 5–19

Foitzik, A. (2015). Katholische LAG Kinder- und Jugendschutz NW e.V. (Hrsgpostg.) (2015). Rassismus im pädagogischen Alltag. Thema Jugend Kompakt Nr. 3. Münster

Heiner, M. (2010). Soziale Arbeit als Beruf. Fälle – Felder – Fähigkeiten. München, Basel.

Kluge, U. (2015). Die Dritten im Raum. Interview mit Frau Dr. Ulrike Kluge über Psychotherapie mit Dolmetschern. In: BPtK-Dialog. Ausgabe 4/2015, S. 3

Lamp, F. (2010). Differenzensible Soziale Arbeit – Differenz als Ausgangspunkt sozialpädagogischer Fallbetrachtung. In: Kessl, F., Plößer, M. (2010). Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Wiesbaden.

Leiprecht, R. (2011). Begründungen und Aufmerksamkeiten diversitätsbewusster Sozialer Arbeit. Vortrag auf der Jahrestagung der DGSA. Dresden.

Ludewig, R., Wüllschläger (2012). Wachstum nach Trauma? „Eine schwarze Perle in einer bunten Perlenkette.“ Integration von traumatischen Erfahrungen in die eigene Lebensgeschichte. In: Molter, H., Schindler, R., Schlippe, A. v. (2012). Vom Gegenwind zum Aufwind – Der Aufbruch des systemischen Gedankens. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 239–255

Maercker (2009). Posttraumatische Belastungsstörungen. München: Beck, 3. Vollständig neu bearb. u, erweit, Aufl.

Mecheril, P. (2011). Mehr intrakulturelle Kompetenz. Ausblick zum sogenannten interkulturellen Lernen. Vortrag auf der Fachtagung „Chancen der Vielfalt nutzen“ an der FH Köln

Molter, H., Wolter, B. (2016). Diesseits und jenseits von Ressourcenorientierung. In: Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung. Dortmund: Borgmann, S.

Schiepek, G., Matschi, B. (2013). Ressourcenerfassung im therapeutischen Prozess. Darstellung, Förderung und nachhaltige Nutzung. In: Psychotherapie im Dialog, 14, S. 56–41

Sötemann C. (2003). Zirkuläre Ressourcenerfragung und existenzielle Fundierung in der ambulanten Suchttherapie. In: systema 2003, 3, S. 230–238

Spiegel, H. v. (2008). Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. München, Basel.

Tedeschi, R. G., Calhoun, L. C. (1995) Trauma and transformation: Growing in the aftermath of *of suffering*. Sage Publications, Newbury Park

Welsch, W. (1995). Transkulturalität. Institut für Auslandsbeziehungen (Hrsg.). Migration und kultureller Wandel, Schwerpunktthema der Zeitschrift für Kulturaustausch, 45. Jg. 1995, 1/ Vj., Stuttgart 1995 (Auszug)

Wikipedia, Posttraumatische Belastungsstörungen:  
[https://de.wikipedia.org/wiki/Posttraumatische\\_Belastungsst%C3%B6rung#Risiko- und Schutzfaktoren](https://de.wikipedia.org/wiki/Posttraumatische_Belastungsst%C3%B6rung#Risiko- und Schutzfaktoren), aufgerufen am 12. Mai 2016

Wikipedia, Posttraumatisches Wachstum:  
[https://de.wikipedia.org/wiki/Posttraumatisches\\_Wachstum](https://de.wikipedia.org/wiki/Posttraumatisches_Wachstum), aufgerufen am 12. Mai 2016

Zöllner, T., Calhoun, L.G., Tedeschi, R. G. (2006): Trauma und persönliches Wachstum. In: Maercker, A., Rosner, R. (Hrsg.): Psychotherapie der posttraumatischen Belastungsstörungen. Thieme Verlag, Stuttgart, S. 36–45

Zuckmayer, C. (1946). *Des Teufels General*. Stockholm: Bermann Fischer Verlag A. B.